

### ■ Vom »Liebesdienst« zum modernen Frauenberuf

*Susanne Kreutzer, Vom »Liebesdienst« zum modernen Frauenberuf. Die Reform der Krankenpflege nach 1945, Frankfurt/New York (Campus) 2005, 301 S., 34,90 €*

Susanne Kreutzer hat ein Buch über einen »typischen Frauenberuf« geschrieben, der sich im Arbeitsethos und in der Arbeitsorganisation fundamental von der Konzeption moderner Berufe unterscheidet. Die »Mutterhausverbände«, wie die Zusammenschlüsse der Krankenschwestern hießen, bevor es »freie Schwesternschaften« gab und sich die Gewerkschaften dieser Berufssparte annahmen, sahen in einer »guten« Schwester eine Frau, die ihre Tätigkeit nicht als Beruf, sondern als Berufung ansah und nicht als Arbeit, sondern als Liebesdienst. Sozialversicherungspflicht kannten die Schwestern nicht, aus dem Geltungsbereich des Betriebsverfassungsgesetzes waren sie ausgenommen. Das änderte sich mit der Reform der Krankenpflege nach 1945.

Die Studie ist in drei Hauptkapitel gegliedert: Im ersten Kapitel geht es um die Veränderungen im Berufsbild Krankenpflege. Ausgehend von dem christlich motivierten Verständnis der Krankenpflege als »Liebesdienst« (das die Kirchen nicht gerne aufgeben wollten), zeigt die Autorin, wie sich Leitbilder und pflegerische Praxis unter den Bedingungen des Pflegenotstands, begleitet durch aufwendige Werbekampagnen, grundlegend wandelten. Die Reformen schienen vor allem deshalb notwendig, weil der tief greifende Wandel der westdeutschen Gesellschaft, der in den späten fünfziger Jahren einsetzte, auch die Entwicklung in den Krankenhäusern prägte. Die kurze Zeit der Vollbeschäftigung ab 1955 hielt für Frauen zunehmend Erwerbsalternativen bereit, die eine attraktivere Berufsarbeit versprachen, als das einfache Leben und die dürftige Entlohnung der Schwestern. Zudem verlor der zölibatäre Lebensentwurf, der

den Schwestern die Ehelosigkeit vorschrieb, zunehmend an Akzeptanz. Frauen sollten und wollten nun, da der Arbeitsmarkt sie brauchte, nicht weiter dem Ideal der »Berufung« folgen.

Das zweite Kapitel behandelt den »Bund freier Schwestern« und die Schwesternschaft als Fremdkörper in der Gewerkschaft ÖTV, d. h. als eine Berufsgruppe, die aufgrund ihrer »besonderen Mentalität« traditionell schwer zu organisieren war. Die Gewerkschaft hielt an dem Bild der selbstlosen Schwester fest und nutzte die auf »sorgende Mütterlichkeit« spezialisierten Schwestern zur Stabilisierung der Geschlechterordnung innerhalb ihres Organisationsbereiches. Die politisierten Schwestern selbst agierten im Spannungsfeld zwischen »guter« Schwester und »guter« Gewerkschafterin. Das erfahren wir auch anhand biographischer Skizzen.

Im dritten Kapitel geht es um die Ambivalenzen der ÖTV-Politik im Krankenpflegebereich. Zum einen sorgte der seit Ende der fünfziger Jahre beklagte Pflegenotstand auch bei Gesundheitsverwaltung und öffentlichen sowie privaten Krankenhausträgern für eine gewisse Reformbereitschaft. Zum anderen war die ÖTV darauf bedacht, ohne Einsatz von Streiks das gesamte alte System außer Kraft zu setzen. Tatsächlich erwiesen sich die frühen sechziger Jahre als Umbruchzeit in der Geschichte der Krankenpflege. Das System der »Ganzheitspflege« wurde schrittweise aufgegeben. Durch ein neues, nach formalisierten Ausbildungsabschlüssen hierarchisiertes arbeitsteiliges Pflegesystem gelang es, eine wachsende Anzahl von verheirateten Frauen und Müttern als Teilzeit-Schwestern zu integrieren sowie »Gastarbeiterinnen« als billige Hilfskräfte hinzuzuziehen. In der Öffnung des »Bundes freier Krankenschwestern« für männliche Krankenpfleger 1968 sieht Susanne Kreuzer eine grundlegende Wandlung des Berufsbildes. Die Krankenpflege habe sich damit aus der Vorstellung »weiblicher Berufung« gelöst. Zwar stimmt es, wie die Autorin konstatiert, dass Krankenpflege nun zu einem für

Frauen und Männer gleichermaßen erlernbaren Beruf geworden war; erlernt wurde er aber weiterhin ganz überwiegend von Frauen, wie Kreuzer selbst schreibt. Wenn sie aber die »Normalisierung« der Krankenpflege lediglich als ein »ambivalentes Unterfangen« bezeichnet, übersieht sie dabei, dass Frauen trotz gleicher Ausbildung und Bezahlung bis heute immer noch »Schwestern« sind, während männliche Pfleger keinesfalls »Brüder« sind und von den PatientInnen häufig dem akademischen (Ärzte-)personal zugeordnet werden.

Die Studie, die sich auf eine breite Quellenbasis, einschließlich einiger Zeitzeuginnen-Interviews stützt, beschreibt anschaulich die Schwestern in den westlichen Schwesternschaften und Gewerkschaften. Den Pflegenotstand der damaligen Zeit sieht Kreuzer als deutlichen Hinweis auf ein strukturelles gesellschaftliches Problem, das bis heute auf eine Lösung wartet. So ist das Buch mehr als ein historisches Buch, dem man einen breiten LeserInnenkreis wünscht. Aufgrund der Einbettung der Studie in den gewerkschaftlichen Politikzusammenhang verdient es auch außerhalb wissenschaftlicher Kreise Beachtung. Angesichts der aktuellen Sparprogramme im Gesundheitswesen, die erneut zu einem »Pflegenotstand« führen, ist die im Buch implizit aufgeworfene Frage, wie der Pflegeberuf alter und kranker Menschen zu einem attraktiven Berufsbild ausgestaltet werden kann, hoch aktuell. Schade, dass es sich um eine Qualifikationsarbeit handelt, die in der Sprache an manchen Stellen sperrig ist und von den Betroffenen, den Krankenschwestern, leicht zur Seite gelegt werden könnte. Das ist weniger der Autorin anzulasten als vielmehr der Tatsache, dass es sich in der wissenschaftlichen Community noch nicht durchgesetzt hat, dass Dissertationen auch dann – oder gerade dann – wissenschaftlichen Ansprüchen genügen können, wenn sie für die beschriebenen AkteurInnen selbst lesbar sind. Für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit und die Ausbildung von Pflege-

personal ist die Studie – bei entsprechender  
Aufarbeitung – eine wichtige Quelle.  
GISELA NOTZ (KÖNIGSWINTER)

**IIO**